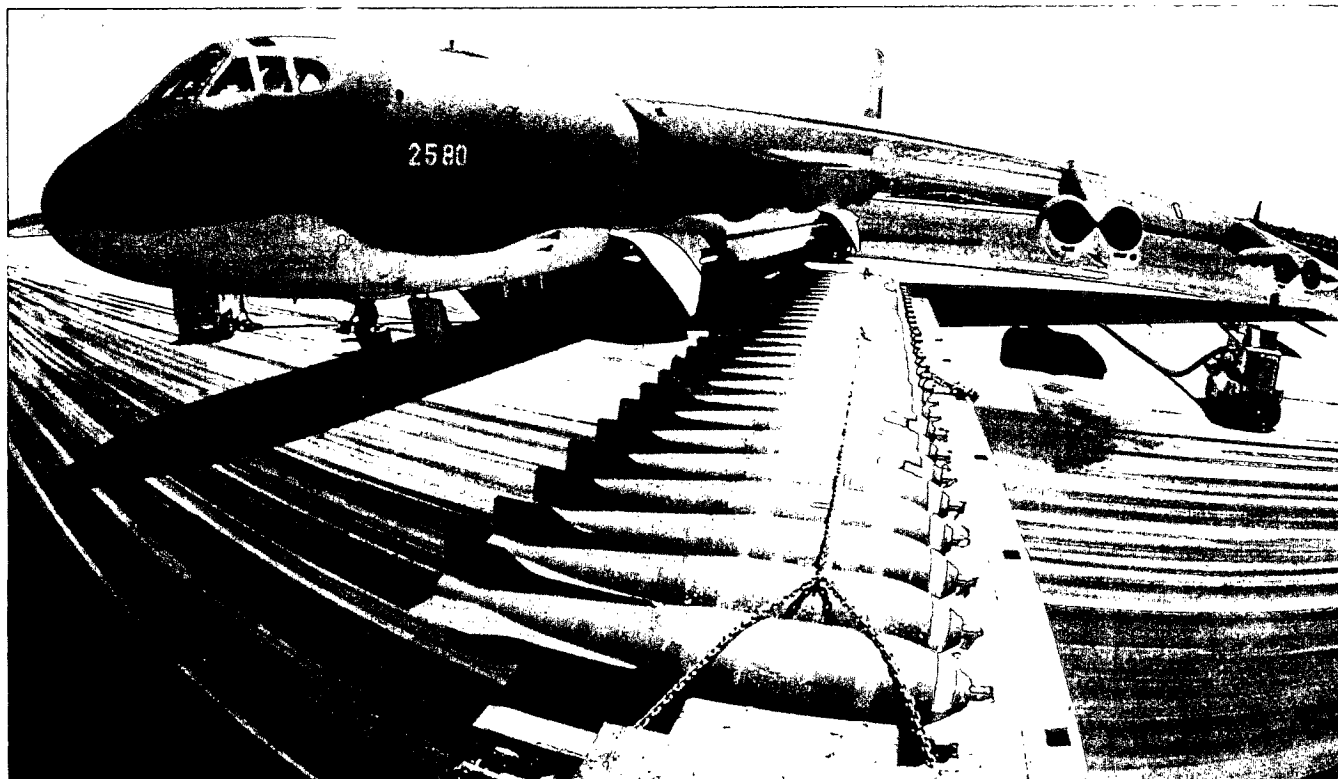




Beladen einer B-52G mit Bomben auf Diego Garcia: „Vulkanausbruch Stärke zwölf“

höhten die Reichweite auf 12 000 Kilometer. Das Vierlings-Maschinengewehr blieb im Heck. Der Waffenoffizier bedient die MGs von seinem Platz hinter dem Cockpit aus und nimmt gegnerische Flugzeuge per Radar ins Visier.

Norman Schwarzkopf, US-Befehlshaber in Saudi-Arabien, hält sich mit Angaben über die B-52-Einsätze am Golf zurück: Eigentlich dürfe er nur die Größe eines Kraters nennen, den eine 900-Kilo-Bombe in die Wüste reißt. Der ist 11 Meter tief und 16 Meter weit.

Maximal kann jede Maschine 51 Bomben mit einem Gewicht von jeweils 450 Kilo abwerfen – das reicht, um eine Fläche umzuwühlen, die vier Fußballfelder groß ist. Im Jargon des SAC ist dies ein sogenannter footprint (Fußabdruck). Eine Angriffsformation von drei B-52G erzeugt eine „long box“ (lange Schachtel). Sie ist zweieinhalb Quadratkilometer groß.

Vom Pentagon werden die „Stratofortress“-Bomber wie Geheimwaffen behandelt. Reportern ist untersagt, die Piloten zu interviewen oder die Maschinen zu sehen – offenbar, um das klinisch sterile Bild nicht zu verwischen, das die Zensur-Regie der Militärs mit Videofilmen von zielsicheren Cruise Missiles und kameragesteuerten TV-Bomben entwirft.

„Sie propagieren damit den chirurgisch präzisen Krieg“, sagt der Pentagon-Kritiker John Pike von der Federation of American Scientists in Washington, „am Beispiel der B-52 würde man

erkennen, daß in den Schützengräben Menschen zerfetzt werden“.

Der Einsatz eines B-52G-Geschwaders im Krieg gegen den Irak dauert acht Stunden. Dabei pendeln die Bomber und ihre sechsköpfigen Crews zwischen dem Insel-Stützpunkt Diego Garcia im Indischen Ozean und zwei Stützpunkten in Europa hin und her: Morón bei Sevilla und Fairford im englischen Gloucestershire.

Damit sie die größtmögliche Bombenmenge tragen können, heben die B-52 mit einer reduzierten Treibstofflast von der jeweiligen Piste ab. Über dem Mittelmeer werden sie von Boeing-KC-135-Maschinen betankt, die auf den französischen Flughäfen Avord und Mont-de-Marsan stationiert sind und ihnen von dort entgegenfliegen.

Beim Feindflug von Europa aus steuern die B-52-Pulks zunächst Ägypten an, um den Luftraum von Jordanien zu meiden. Dann fliegen sie über die nördliche Wüste Saudi-Arabiens zu ihren Zielen.

Neulich seien an einem Tag 370 000 Kilo Bomben auf die Iraker geprasselt, meldete General Schwarzkopf – unter anderem hätten sie ein Munitionsdepot der Republikanischen Garde bei Basra getroffen. „Wenn es eine Skala für Vulkanausbrüche bis zu zehn gibt, war das Stärke zwölf“, erklärte er.

Doch nichtamerikanische Experten bezweifeln, ob der Einsatz der Bomber wirklich effektiv ist. Sie verweisen auf den irakischen Bereitstellungsraum, der

10 000 Quadratkilometer groß ist. Die Panzer der Garde wiederum sind in weiten Abständen postiert und auf drei Seiten von hohen Sandwällen geschützt. „Sand absorbiert Detonationswellen sehr gut“, meint Donald Kerr vom Londoner Internationalen Institut für Strategische Studien, „und bei einem Bombenteppich fällt auch viel daneben.“

Doch die amerikanischen Fans der B-52G wollen sich nicht beirren lassen. „Sie hat etwas Mystisches an sich“, meint General John L. Borling, der Vizechef des Strategic Air Command in Omaha (US-Staat Nebraska). „Wegen ihrer zerstörerischen Kraft besitzt sie etwas Entrücktes, das Ehrfurcht gebietet.“

Israel

Jeder betet

Vor den irakischen Raketen flohen viele Einwohner aus Tel Aviv. Für den Bürgermeister sind sie „Deserteure“.

Die Angst kommt mit der Dämmerung: Cafébesitzer an der Dizengoff-Straße räumen Tische und Stühle von den Trottoirs, vor Modeläden und Luxusboutiquen auf dem Ben-Jehuda-Boulevard gehen die Rollgitter herunter, in den Geschäftsvierteln

schließen Büros und Bankfilialen. Nervöse Autofahrer hupen sich den Weg frei. Die blasse Wintersonne ist noch längst nicht im Mittelmeer versunken, da erstarrt Tel Aviv in gespenstischer Stille.

In „Klein Manhattan“, unweit des alten Hafens, sonst mit Anbruch der Dunkelheit Treffpunkt von Studenten und Szenegängern, bleiben Bars, Diskotheken und Kinos geschlossen, die Strandpromenade vor den Luxushotels liegt verlassen. Im Café „London Ministor“, traditioneller Treffpunkt deutscher Juden („Kuchen nur aus eigener Herstellung“), macht der Chef jetzt schon gegen sechs Uhr Feierabend, eine Stunde später sind die Straßen ausgestorben: Es beginnt das lange Warten auf den Luftangriff.

„Tel Aviv – Stadt ohne Pause“: Der selbstbewußte Slogan, mit dem die mediterrane Millionen-Metropole Anspruch auf weltstädtisches Flair erhebt, stimmt längst nicht mehr. Seit die ersten irakischen Raketen über Israels größtem Ballungszentrum niedergingen, beginnt an jedem Nachmittag ein Massensexodus. „Rush hour“, erklärt ein Lehrer aus Tel Aviv die Absetzbewegung „ist jetzt wörtlich zu nehmen – als Flucht.“

Das Ziel sind die umliegenden Städte, die bislang von den Explosionen der irakischen Scud-B-Raketen verschont blieben: In den Küstenorten Netanja oder Aschdod sind Hotels und Pensionen ausgebucht wie sonst nur in der Badesaison. Auch Jerusalem, seit Beginn der „Intifada“ gemieden, gilt dank der heiligen Stätten des Islam jetzt als sichere nächtliche Zuflucht. „Missile-commuting“, Raketen-Pendeln, heißt die neue Form des vom Krieg diktierten Nahverkehrs.



Gasmasken-Training in Tel Aviver Schule: „Verstehen – Entspannen“

Nur tagsüber bietet Tel Aviv das Bild betriebsamer Hektik. Es ist eine nervöse Normalität: Einkäufe werden früh morgens erledigt, der Karton mit Gasmasken und Atropin-Spritze ist immer dabei. Zwar sind Universitäten und höhere Schulen wieder geöffnet, aber Konzerte, Vorträge und selbst Hochzeiten müssen ausfallen. Viele Museen und Galerien sind geschlossen, ganze Apartmentblocks stehen leer.

Wer es sich leisten kann, ist längst aus Tel Aviv fortgezogen. Die Wüstenstadt Beerscheba ist plötzlich zu einer feinen Adresse geworden, wohlhabende Familien warten in den Fünf-Sterne-Hotels

von Eilat auf den Ausgang des Golfkonflikts. „Saddam Hussein hat uns erst die Touristen vertrieben“, freut sich ein Hoteltier in dem Urlaubsort am Golf von Akaba, „jetzt bringt er sie zurück.“

„Diejenigen, die wegrennen, sind Deserteure, die bald auch bereit sein werden, das Land zu verlassen“, empörte sich Tel Avivs Bürgermeister Schlomo Lahat. Damit zog er sich den Zorn vieler Israelis zu: „Wenn mein Land mich nicht schützen kann, dann rette ich mich und das Leben meiner Kinder“, schimpfte ein Geschäftsmann, der seine Familie zu Verwandten in den Norden brachte.

„Das ist der erste Krieg, in dem die Leute nicht auf die Karten mit dem Frontverlauf blicken“, beschreibt Tel Avivs Massenblatt *Chadashot* die Gemütsverfassung der Bürger, „sondern auf den Grundriß und die Himmelsrichtung ihrer Wohnungen. Und jeder betet, daß die Baufirma nicht am Beton gespart hat.“ Mehr als 3300 Wohnungen und Gebäude wurden in Tel Aviv bisher durch die Angriffe beschädigt.

Selbst die Stationierung der amerikanischen Patriot-Raketen hat das Gefühl tiefer Verunsicherung nur vorübergehend verdrängt. Die selbstverordnete Ausgangssperre der Bürger ist auch nach mehreren alarmfreien Nächten noch immer in Kraft. Natürlich wurden die US-Soldaten bei ihrer Ankunft begeistert gefeiert: „Wir kommen aus Deutschland, wo die amerikanische Flagge verbrannt, die irakische vor unseren Nasen herumgeschwenkt wurde“, berichtete ein Offizier, „und hier werden wir mit Blumen empfangen.“ Doch die Einwohner von Tel Aviv haben die



Tel-Aviv-Flüchtlinge in Eilat: „Saddam bringt die Touristen zurück“

Erfahrung machen müssen, daß auch die amerikanischen Wunderwaffen keinen völligen Schutz gegen die Scuds bieten. Ihre ohnmächtige Wut auf den Diktator von Bagdad reagierten sie mit einer fingierten Todesanzeige ab: „Wir freuen uns, das Ableben des bösen Mannes von Bagdad anzuzeigen – Saddam Hussein“, hieß es in schwarzen Lettern, „gezeichnet: das glückliche Volk von Israel.“

Die Stadtverwaltungen von Tel Aviv und Jaffa riefen die Einwohner zu einer Art symbolischem Widerstand auf. Mit dem Hissen der blau-weißen Fahne Israels sollten die Bürger bekunden: „Hier stehen wir, wir werden nicht weichen.“

Zwar machte sich, nachdem mehrere Scud-Raketen fern von Tel Aviv im Westjordanland eingeschlagen waren, schon Sorglosigkeit unter der Bevölkerung breit: „Sie haben Schwierigkeiten mit der Reichweite“, spottete ein Regierungsbeamter über die nachlassende Zielgenauigkeit der irakischen Geschosse.

Aber Generalstabschef Dan Schomron warnte, die israelische Öffentlichkeit müsse auch weiterhin mit einem Alarm rechnen, „selbst wenn die irakische Fähigkeit, Raketen zu feuern, abnimmt.“

Zivilschutz und Armee rüsten weiter für den Ernstfall; mittlerweile gibt es Atemschutzgerät für Asthmatiker und für Orthodoxe, die auf den Vollbart nicht verzichten wollen. Für die psychischen Belastungen bieten die Kliniken des Gewerkschaftsdachverbands ihre Hilfe an, empfehlen Telefonseelsorge nach dem Motto: „Wählen – Verstehen – Entspannen“.

Im zermürbenden „Krieg des Terrors“, so Israels stellvertretender Außenminister Benjamin Netanjah, ist dennoch jeder mit sich und seinen Ängsten allein. „Mein zweijähriger Sohn hat Alpträume“, berichtet eine Mutter in Tel Aviv, „ich selber komme abends nur mit Valium-Tabletten zur Ruhe.“

Nacht für Nacht beginnt das nervenzehrende Warten auf den an- und abschwellenden Heulton der Sirenen, den Griff nach der Gasmaske und das Ausharren in der beklemmenden Isolation des mit Plastikfolien und Klebeband luftdicht versiegelten Zimmers. Es folgt das Horchen auf Detonationen, auf den fauchenden Abschluß der Patriot-Raketen, die über Tel Aviv ein Feuerwerk entzünden.

Selbst wenn der abendliche Alarm ausbleibt, wachen viele Bürger bis in die frühen Morgenstunden – unfähig zu schlafen. Der müde Blick aus übernachteten Augen, mit dem die Tel Aviver dann den nächsten Morgen erleben, hat schon seine spöttische Bezeichnung: „Saddam Jet-lag“.

„Die Türken sind Besatzer“

SPIEGEL-Redakteurin Almut Hielscher über die Angst der Kurden

Die Broschüren des Zivilschutzes sollten die Einwohner von Cizre beruhigen. „Wenn die Sirene heult“, heißt es darin, „setzen Sie schnell Ihre Gasmaske auf und begeben sich unverzüglich in den nächsten Bunker.“ Die guten Ratschläge aus Ankara mußten den Bewohnern der kurdischen Provinzhauptstadt im Grenzgebiet zum Irak wie Hohn vorkommen.

Denn in Cizre gibt es, wie überall in den kurdischen Regionen der Türkei, weder Gasmasken noch Schutzräume für die Bevölkerung. Obgleich sich Bürgermeister Haşim Haşemi seit Monaten

loren ihre Existenzgrundlage. „Die Golfkrise hat uns alle in den Ruin getrieben“, klagt der Lkw-Fahrer Emin Nantu.

Die erste Fluchtwelle aus Cizre, die mit dem Embargo gegen den Irak begann, hatte Bürgermeister Haşemi noch zu stoppen versucht. Mit seinem Auto fuhr er durch die Straßen und forderte die Bewohner per Megaphon auf, in Cizre zu bleiben. Damals glaubte er, die Krise werde bald vorüber sein.

Als am 17. Januar der Krieg begann, trieb die Panik Tausende nach Westen. Frauen verkauften ihren Schmuck, um



Cizre-Bürgermeister Haşemi: „Wir müssen die Rechnung bezahlen“

um Schutzmaßnahmen für seine Stadt bemüht, wurde er überall abgewiesen. „In Israel erhalten selbst Hunde Gasmasken“, sagt er, „um uns sorgt sich niemand.“ Daß drei Wochen nach Beginn der Kämpfe auf dem Dach des Landratsamtes endlich eine Sirene angebracht wurde, ist für ihn ein „Witz“.

Haşim Haşemi ist Bürgermeister einer Stadt, die der Krieg schon schwer gezeichnet hatte, noch ehe er überhaupt begann. In Cizre lebten vor Beginn der Golfkrise 58 000 Menschen. Bis zu 10 000 Laster pro Tag rollten auf der legendären Seidenstraße durch die jahrhundertealte Stadt. Die Tankwagen mit dem Öl aus Kirkuk und Mossul brachten Waren aus dem Irak mit, viele Orte entlang der Route zum Mittelmeer lebten davon. Jetzt rosten die Laster an den Straßenrändern, Tausende Fahrer ver-

für ihre Familien Fahrkarten nach Istanbul oder Izmir zu besorgen; Bauern verschleuderten ihr Vieh und ihre Häuser. Mehr als 30 000 Menschen hatten bis Ende Januar ihre Heimatstadt verlassen.

Diejenigen, die in Cizre blieben, sind voller Angst, daß Saddam Hussein seine Raketen auf sie abfeuern könnte. „Saddam Hussein hat unsere Verwandten jenseits der Grenze vergast. Seitdem tragen wir Kurden Halabdscha tief in uns“, sagt der Händler Necat Abdul Celil. Mit einem schrecklichen Giftgas-Angriff hatte die irakische Armee 1988 in Halabdscha 5000 Kurden ermordet.

Necat Abdul Celil bewohnt zusammen mit seinen vier Brüdern, seiner Frau, den vier Schwägerinnen und 28 Kindern ein großes Haus in der Altstadt von Cizre. In einem Zimmer hat er das Fenster sorgfältig mit Plastik abgedichtet, ein Kellerge-